

Das Menschlein Matthias.

82] Erzählung von Paul Sig.

(Schluß.)

„Mit denn Dein Vater so reich?“ fragte sie sodann überglücklich, ihren Gewinn sorglich hütend. Der Lumpenjunge und das viele schöne Geld paßten nach ihrem Sinn gar nicht gut zusammen.

Die Frage verwirrte ihn ganz. Sein Vater? An den hatte er noch gar nicht gedacht. Die Mutter freilich, die lag — er wußte auch nicht wo — und konnte sich selber nicht helfen. Aber der Vater? Ob der reich war! Das wußte niemand besser als er, Matthias Böhi. Sa, einer, der den Herzog von Oesterreich nachmachen konnte, mußte doch gewiß Geld in Hülle und Fülle haben!

Wenn er sich gegen Abend einfach auf die Hafenanlage hinausstrollte und dort harrte, bis der Grimme kam, um auf den Fischfang zu ziehen? Ein kühnes Unterfangen... Matthias überlegte lange. Dann zog er von dannen, ohne das Beerenmädchen zu grüßen. Zwei Stunden hatte er bis zum See noch zu marschieren. Um alle schönen Herrenhäuser strich er andächtig herum und träumte sich ein Weilchen hinein, obwohl er an keine Wunder mehr glaubte. Im Grunde jedoch war seine Flucht nur mehr eine Vergnügensreise. Der Ausgang, das Ziel und seine Ferne beunruhigten ihn kaum, so wenig, daß er sich nicht einmal die Zeit vorleckte, in der er nach Treustadt zu gelangen hoffte.

In der ersten Nachmittagsstunde kam Matthias Böhi auf die lange Seestraße, die viele hundert Meter lang schur gerade ins Herz der Stadt hineinführte. Er sah von weitem schon des Domes gewölbte Kuppel hoch über allen Dächern, von den durch lodere Herbstwandervögel geschossenen Sonnenpfeilen getroffen, die Vogtei, das alte Kloster auf der Höhe, den Leuchtturm und das stattliche Kornhaus am Hafen. Zwei weiße Dampfer waren eben ausgelaufen, die eine Weile noch in der Ufernähe manövierte und dann, von Mäwen verfolgt, mit heftig rauchenden Kaminen nach links und rechts auseinanderstoben. — Das Alltagsgesicht der Stadt am See... und doch erfaßte es die auferweckte junge Seele mit märchenhafter Gewalt. Der kühne kleine Wandersmann sah alles mit verklärten Blicken, aus einem wunderbaren Bausch der Sinne an, als schritte er auf blumiger Au den Zinnen der ewigen Stadt entgegen. Er bemerkte nichts davon, daß die ihm begegnenden oder ihn überholenden Menschen zu Fuß und zu Wagen ganz gewöhnliche Biige und Geschäfte zur Schau trugen: so tief bedeutsam erschien ihm selber dieser Strom von und nach dem herrlichen Orte, der nun auch ihn wieder empfangen sollte. Mit diesem selbstgeschaffenen Tag, ahnte er, begann ein neues, ereignisreiches, glückseliges Leben. Früh hatte er sein Schicksal bezwungen. —

Wenn ihn etwas noch auf Sekunden niederstimmte, so war's höchstens sein schäbig Gewand. Wohl hatte er, dem stolzen Umschwung zu Ehren, am Ufer bei Stad Gesicht, Hände und Füße tüchtig gewaschen, aber das Einzugskleid machte den reinen Leib, die strahlende Seele fast zerschanden und dächte ihn eine große Schmach. Schnell mußte da Wandel geschaffen werden. Vor den ersten Häusern überlegte er, wohin er sich zuerst wenden sollte. Er konnte Muttters vorige Herberge aufsuchen und ihren jetzigen Aufenthalt erkunden. Oder sollte er sich nach der Bleiche begeben? Dort aber mußte er gewärtig sein, dem Wettergötti zugeführt zu werden, der Matthias Selbstbefreiung wieder zunichte machen konnte. So schlug er lieber gleich den Weg zur Schifflande ein. Besorgten Blicks suchte er drüben das hellbraune Boot, mit dem er unlängst noch so entzückende Fahrten gemacht hatte. Glück zu, es war noch da!

Auf der Hafenanlage gesellte er sich bald zwei Knaben zu, welche Angelruten hielten und ihre Beine furchlos über den Rand baumeln ließen. Das war's, was Matthias zunächst brauchte. Die beiden zeigten sich zwar nicht sehr erbauet von seinem Erscheinen, was der Einfame mit wachem Instinkt so gleich empfand. Dennoch trat er ganz nah hinzu. Wenn die Glover geahnt hätten, welche Verführungsmittel er anbot, konnte!

Da — ein Ruck, ein Schwung: auf der Platte zappelte und überwarf sich schon so ein glitzernder, schuppiger Schnapper. Dieweil Matthias vor Erregung bebte, löste der geflegnete Fischer gelassen den Haken aus dem Fischrachen und schmiß den Zappelnden fluchend auf den Stein, wo er sich krümmte bis zum Ersitzen. Der Ankömmling überwand seine Schüchternheit und bückte sich nach dem schwächtigen Fischlein.

„Schieb ab, Du Schaf!“ fauchte der ihm Zunächststehende. Erickroden wich Matthias einige Schritte zurück, um aus gebührender Entfernung dem Spiel der vom flüchtigen Schnapper der Fische leicht bewegten Korke zuzusehen. Nur auf drei Atemzüge war er unschlüssig, ob er nicht lieber der feindlichen Weisung folgen und „abschieben“ solle. Aber er hatte solche Sehnsucht nach einer Lustbarkeit! Auch nicht eine Stunde weit dachte er mehr vorwärts. Hier wollte er nun stehen und mithalten, bis der ersehnte Netter kam.

Ganz unbegründet bot er jedem der Jungen ein Geldstück an, was auf der Stelle eine völlige Wandlung ihres Gebahrens bewirkte.

Wieder prahlte er mit seinem Besitzum. Der Aufgewecktere dachte gleich mehr davon zu erwischen, wenn er den Spender seine Angelrute ließ und ihn im Fischfang unterwies. Er täuschte sich nicht. Matthias setzte ohne Gewissensnot den Rest seines Vermögens daran, den schönen Zeitvertreib zu erwerben. Er brauchte ja weiter kein Geld mehr.

Eine Weile blieben ihm die neuen Freunde noch zur Seite, dann gelüftete sie's mit dem erbeuteten Schaf in Sicherheit zu kommen. Etwas, bemerkten sie wohl, war da nicht geheuer. Aber Matthias vermischte sie nicht. Mit innigem Behagen, als sei nun alles in bester Ordnung, gab er sich dem ungewohnten Geschäft hin. Die großen Schiffe dampften aus und ein, Muderer fuhren dicht an ihm vorbei, und gegenüber, auf der Kornhausrampe, knarrten die Mollwagen herum und riefen sich die Verloader Befehle und Späße zu. All das mußte so zugehen. Hatte er's je anders erlebt, sah er nicht lauter altvertraute Gesichter? Gott, wie war das Leben auf einmal lieb und schön geworden! Neugeboren, auferstanden! Was konnte ihm nun noch Arges widerfahren?

Bereits am Vormittag hatte der Bleicher Angehr ein Telegramm von Guggisau erhalten, daß Matthias schon seit dem Vorabend verschwunden und wahrscheinlich nach Treustadt entwichen sei. Er war dann gleich nach dem Kantonshospital gelaufen, wo er zwar Brigitte Böhi fast völlig wiederhergestellt fand, aber keine Spur von dem Buben entdeckte. Seine Sorge durfte er der Refonvaleizentin nicht verraten, vielmehr mußte er einstweilen den Schein wahren, wonach Matthias gesund und vergnügt bei den Seinigen weile. Dagegen tat ihm die Schwägerin kund, daß sie dank der Fürsorge ihres Gömmers Wanfel eine neue Stelle gefunden habe und nun gesonnen sei, ihr Kind zu sich zu nehmen.

Na, mir recht, aber h a b e n müssen wir ihn zuerst! dachte der Bleicher mit Wangen. Auch Brigittes Logisfrau und der Bleichpfortner hatten den Vermissten nicht zu Gesicht bekommen.

Erst zuletzt fiel dem besorgten Manne ein, den Dessinateur Oberholzer aufzusuchen. Er traf ihn am Spieltisch im Treustädter Hof, wenig geneigt, sich stören zu lassen. Aber die merkwürdige Parole hatte zur Folge, daß der hartnäckige Spieler seine Karten ohne Zaudern hinwarf und sich mit dem schlichten Bleicher auf die Suche nach seinem Söhnlein machte. Er begriff schneller als die anderen, wo der Flüchtling etwa aufzustöbern wäre. Und seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Von der Schifflande aus erspähte ihn das scharfe Schützenauge, konnten die beiden sehen, wie der Wursch, dicht bei dem Boot des Vaters, in aller Gemütlichkeit die Angel ins Wasser hing.

Die „Gefangennahme“ wollte der Dessinateur jedoch allein ins Werk setzen. Er trug schon wieder ein ganz unbegreifliches Verlangen, den verwegenen kleinen Mader, der da so echt Oberholzerische Streiche machte, an seine väterliche Brust zu drücken. Beim Strahl, der Junge konnte bleiben, wie er war, der hatte den rechten Schuß! Jetzt war es eine beschlossene und besiegelte Sache, daß sie zwei wie Topf und

Deckel zusammengehörten, und wenn er, der eingekerkerte Junggesell, sich dazu auf seine alten Tage noch unter Ehejoch beugen mußte. Mit dem Knaben an der Hand wollte er unverzüglich vor die störrige Mutter hintreten und den lang verschleppten Handel endlich ins reine bringen.

Matthias sah den Vater im gleichen Augenblick, als dieser den Mund öffnete, ihn anzurufen: „He, Du, grüß Gott, Du Wetterferl, Du machst mir ja heitere Fahrten!“

Blind vor Schreck wollte er auf die Beine springen, aber sei es, daß ihn sein Werkzeug hinderte oder ein Schwindel ergriff: der Fischer verlor das Gleichgewicht, fiel zwischen zwei Gondeln ins Wasser und verschwand vor des Vaters Augen, die Hasekrute mit der rechten Hand krampfhaft umklammernd.

Der Dessinateur starrte das Unheil eine Sekunde ratlos an — dann sprang er dem Schwergefährdeten, da niemand sonst zur Stelle war, mit allem, was er an sich trug, nach. Wie Donnererschall schlug ihm das Wasser ins Ohr und schnürte ihm die Kehle zusammen. Doch dank der hölzernen Handhabe des Verfunkenen gelang es dem Retter, Matthias an seinen Lockenhaaren zu fassen und in eine Gondel zu stoßen. Ihn selbst aber, dem Mann der schweren Rausche und verderblichen Leidenschaften, griff der Schreck mit eisiger Hand ans Herz, daß es augenblicklich stillstand wie die Räder seiner Uhr.

Die Schiffsleute, welche eine Minute später an der Unglücksstätte erschienen, zogen einen Lebenden und einen Toten auf die Hafenmauer. Des einen bemächtigte sich der ebenfalls zu spät gekommene Bleicher Angehr, welcher ihn eilig von dannen führte, den anderen, den man ohne weiteres als den Schützenkönig Oberholzer erkannte, trugen die Männer gerührt in den Treustädter Hof. Und mancher ehrsame Bürger, den des großen Eidgenossen Leben anwiderte, mußte bei der Kunde seines Todes geistes: „Der Mann hat doch noch ein rühmliches Ende genommen!“

Das Gleiche, nur viel uniger, dankerfüllter, dachte die Mutter des Geretteten, als sie ihr Eigentum tiefbewegt in die Arme schloß und dabei das Schicksal ihres Verführers vernahm.

„Am heutigen Tage hat er meinem Kinde zum Leben verholfen. Heut, lieber Matthias, ward Dir ein Vater gegeben, dem Du ewig für Dein Dasein danken mußt!“

Moderne Museumspolitik.

Alfred Lichtwarfs Nachfolger in der Leitung der Hamburger Kunsthalle wurde also der bisherige Bremer Museumsdirektor Gustav Pauli. Er tritt damit an die Spitze einer der originellsten, bedeutendsten und wirkungsreichsten modernen Kunstsammlungen Deutschlands. Für die Bedeutung und den Charakter dieser Sammlung hat Pauli schon früher das richtige Verständnis gefunden. „Als vorbildlich — so hat er im Jahre 1911 geschrieben — ist Alfred Lichtwarfs Lebenswerk anzusehen, der es verstanden hat, in der Hamburger Kunsthalle ein Ehrenndental heimischer Kunstübung zu errichten und die deutsche Kunstgeschichte um ein Kapitel zu bereichern, das sich nicht mehr aus ihr wegdenken läßt.“ Diese Worte stehen in einem in „Kunst und Künstler“ veröffentlichten Aufsatz Gustav Paulis, der „Die moderne Galerie“ überschrieben ist, und der als Paulis Bekenntnis über die Grundfragen der modernen Museumspolitik heute ein besonderes Interesse erweckt. Pauli gesteht, daß die Erfahrungen eines Jahrhunderts uns darüber belehrt haben, „daß die moderne Galerie, weit davon entfernt, etwas Selbstverständliches zu sein, vielmehr etwas äußerst Diskutables ist, behängt mit vielen Fragezeichen. Sie soll alles Mögliche sein, aber was ist sie denn für gewöhnlich? Für die einen scheint sie das Ziel eines mühsigen Spazierganges zu sein, für die anderen ein Arbeitsfeld, für die dritten eine Wärmestube oder der Treffpunkt eines Stelldicheins — kurzum, den wenigsten scheint sie jener Tempel reiner Freuden zu sein, für den der Abnungslöse sie halten müßte. . . Und doch muß sie wohl für irgend jemanden da sein, der ihrer Einrichtung das Geheiß gibt, so wie die Kirche für die Gläubigen eingerichtet ist und die Kaserne für die Soldaten. Wer ist dieser Jemand?“ Pauli antwortet mit dem Pilger in Gorfis „Nachtajhl“: Es ist „der beste“. Es ist der Besucher, der unboreingenommen, ehrerbietig und selbständig, hellen Auges und warmen Herzens der Kunst entgegengeht. Man stelle sich diesen Besucher als sehr anspruchsvoll und sehr empfänglich vor, dankbar für das Gute und streng gegen das Falsche und Schwache; kurz: als so vollkommen, wie man es nur vermag.

Die Frage, was man sammeln sollte, beantwortet sich damit ganz von selbst: für den Besten ist das Beste eben recht. Aber was ist das Beste? . . . Je weiter wir in die Vergangenheit zurückweichen, um so weniger Raum bleibt dem Zweifel übrig. Die ernstliche Schwierigkeit des Bewertens hebt erst bei unseren jün-

geren Zeitgenossen an, die das Neue bringen, das wir eben als ein solches nach seinem Werte nicht immer leicht ermessen können. Wer da dem eigenen Urteil nicht vertrauen mag, dem wäre zu empfehlen, sich weniger bei den älteren Künstlern Rat zu holen, als vielmehr bei der schöpferisch tätigen Jugend. Denn dieser gehört die Zukunft, sie weiß am besten, wessen sie bedarf — wessen wir bedürfen. Selbstverständlich werden die Werte, um die es sich hier handelt, von Künstlern geprägt und erst hinterdrein von den Klerikern, denen lediglich eine Vermittlerrolle zufällt, in Umlauf gesetzt. Ebenso selbstverständlich ist es, daß diese Werte nicht auf irgendwelche Landesgrenzen beschränkt werden können. In der bildenden Kunst können wir ebenso wenig wie in der Literatur oder in der Wissenschaft den engen Zusammenhang bestreiten, der die europäischen Kulturvölker verbindet und der sich in einer beständigen Austausch von Anregungen mit der Zeit immer stärker bestätigt. . . Wenn wir nun anerkennen, daß in der Entwicklung der modernen Malerei die Franzosen die Führer gewesen sind, so braucht dieses Eingeständnis dem deutschen Gemüte schon deswegen keine Ueberwindung zu kosten, weil ein solches Verhältnis eben kein ewig dauerndes ist.

Man braucht keineswegs zu befürchten, daß die Anerkennung dieses allgemeinen Programms einer „Galerie des Besten“ überall zu denselben Resultaten führen wird. Abgesehen davon, daß die Individualität der Museumsleiter selbst bei gleichen Anschauungen doch im Einzelfalle Verschiedenes wählen würde, müßte unter allen Umständen der Charakter des betreffenden Landesteils, vollends das Vorhandensein einer heimischen Schule auf den Charakter der Sammlung abfärben. In einer deutschen modernen Galerie gebührt nicht nur den Deutschen im allgemeinen der Vortritt, es gebührt auch der lokalen Kunstübung ernsthafte Beachtung — soweit sie ernst zu nehmen ist. . . Die vornehmste Wirkung einer so differenzierten Galerie des Besten möchten wir darin sehen, daß sie als eine Anhäufung lebendiger schöpferischer Kraft Leben werde. Leben in dem Kunstfreund, der über den passiven Genuß hinweg zur Verfeinerung und Vertiefung seiner Anschauungsweise — und damit seines ganzen Wesens — geführt wird; Leben vor allem in dem Künstler, bei dem die Anregung sich unmittelbar in eigene Taten umsetzt.

Pauli faßt zum Schluß das Gesamtergebnis seiner Betrachtungen in einigen kurzen Thesen über die Grundpflichten moderner Kunstopolitik zusammen. Sie lauten:

Die Galerie des Besten darf sich an keine nationalen Schranken bindend lassen, wemgleich sie naturgemäß ihren Charakter von dem Lande und von der Stadt, der sie angehört, empfängt.

Die einzige Rücksicht, die bei ihrer Zusammensetzung maßgebend sein darf, ist die Rücksicht auf die Qualität, den Anregungswert des Kunstwertes.

Man geize in der Galerie mit der Wandfläche, nicht mit dem Gelde für Erwerbungen.

Unter keinen Umständen darf der Anschaffungsfonds angesehen werden als ein Brotkorb zur Ernährung der Notleidenden oder als ein politischer Geheimfonds zur Gewinnung von Nachhabern. Vielmehr ist selbst ein teuer bezahlter Ankauf für die Galerie von dem betreffenden Künstler nur als eine Auszeichnung, als die huldigende Anerkennung seines Genies anzusehen.

Bei der Verwaltung der Galerie verlasse man sich mehr auf einen vertrauenswürdigen einzelnen, als auf die Weisheit der Kommission. Selbst die Irrtümer des einzelnen werden immer noch mehr wert sein, als die Irrtümer der Kommissionsbeschlüsse.

Dem Verwalter der Galerie mache man es zur Pflicht, sich in Einvernehmen mit der Künstlererschaft zu sehen, namentlich mit deren jüngerer Generation. Doch wähle man lieber keinen Künstler zum Galerieverwalter. Denn die Tüchtigen haben besseres zu tun — und auf die anderen kommt es ohnehin nicht an. Amen!

Das Gewissen.

Von Fritz Müller.

Als ich dreißig Jahre alt war, hatte ich noch keinen Schatz.

„Se, den schaut's an, den Leimfieder“, hieß es rings im Freundeskreise spöttisch und bedauernd.

Das wurnte mich von Herzen, so daß ich stracks beschloß, mir einen Schatz zu suchen. Das konnte doch nicht so schwer sein, dachte ich. Denn einmal hatte ich gehört, wie einer zu dem anderen sagte: „D mei', an Schatz, den hat ma' glei' . . .“

Also warf ich meine Augen resolut nach links und rechts auf allen Straßen und machte, was ich dachte, daß es ein verliehtes Gesicht sei.

Das war am Freitag. Der Erfolg jedoch, der war gleich Null. Im, dachte ich, es ist halt doch nicht leicht, und fing am Sonntag abend led zu grühen an. Die und jene grühte ich mit ausgefuchter Höflichkeit auf Straßen und auf Plätzen. Es war im Durchschnitt jede Dritte.

Aber sie lachten mich aus und waren empört. Also daß es nochmals nichts war.

Da nahm ich Sonntags einen festen Anlauf und — stotterte ein mittelhäßliches Mädchen in der Allee vor meiner Wohnung an. Meine Worte mußten etwas überflürzt gewesen sein. Sie verstand nicht gleich.

„Wie meinen Sie?“ fragte sie erstaunt.
„Ich hab' Sie fragen wollen, ob Sie nicht ein wenig mit mir spazieren gehen wollen,“ sagte ich, schon etwas weniger verwirrt. Wenn man mit einem Mädchen Sonntags ausgeht, hatte man mir fest versichert, das sei dann ein Schatz.

Sie sagte nicht gleich etwas, sondern sah mich zunächst mit Interesse an.

„Es ist so wunderschönes Wetter heute,“ setzte ich mit meiner schon wieder natürlichen Stimme hinzu.

„Ich weiß nicht recht,“ sagte sie halb zögernd und halb lächelnd. Aber da gingen wir schon beide die Allee entlang.

Es war ein feiner später Herbsttag, nicht zu heiß und nicht zu kühl. Da und dort war noch ein Zwitschern in den Lüften. Sonst war's still. Nur dann und wann ein Knacken in den Bäumen — eine wilde Kastanie war aus ihrer Hülle gesprungen und rollte blank und braun vor unsere Füße. Eine hob ich auf.

„Habt ihr davon auch immer Ketten gemacht, wie ihr klein gewesen seid?“ fragte ich meine Begleiterin.

„Ja freilich,“ lachte sie, „aber es ist schon lange her.“

Da wußte ich mit einem Schläge, daß jetzt oder niemals die Gelegenheit zu einem Kompliment gekommen sei. Woll sah ich ihr ins Angesicht und sagte:

„Aber arg lang' kam das noch nicht her sein, Fräulein.“

„Aha, Sie meinen, daß ich noch jung bin,“ sagte sie. Ich nickte eifrig.

„D mei,“ sagte sie, „ich bin schon sieben Jahr im Deanst — im Dienst,“ verbesserte sie geschwind auf hochdeutsch.

Und dann sprachen wir von ihrer Herrschaft und von dem Geschäft, wo ich Kommis war. Ein Wort gab das andere. Wir waren schon den langen Hügel vor der Stadt hinaufgestiegen und auf der anderen Seite ein Stück abwärts. Nicht mehr allzuweit winkte ein grüner Kranz von Tannen.

Wir schritten munter aus und fanden immer mehr Gefallen an uns und unsern Spaziergang. Ich dachte keine Spur mehr daran, daß das nun mein Schatz war, mit dem ich ging. Auch das hatte ich total vergessen, daß ich eigentlich mit ihr durch jene Gegend gehen wollte, wo sich meine Freunde trafen. Die hätten sehen sollen, daß ich — und so weiter. Sie sahen nichts. Schätze auszustellen kam mir plötzlich äußerst dümmlich vor.

Daß man mit seinem Schatz allein sei, spürte ich als geheimnisvolle Forderung durch meinen Körper rinnen. Fort von Menschen, dort drüben an dem Waldrand sitzen und erzählen, immerzu erzählen, das schien mir an diesem Nachmittag der Sinn der Welt zu sein.

Wenn man aus Haltung und Gebärde eines anderen Menschen Schlüsse ziehen darf, so schien auch meine munter plaudernde Begleiterin des gleichen Sinnes zu sein.

Seltam, wie Vertrauen zu Vertrauen kam. Zuerst nichts davon. Unbeholfenheit von mir, spöttische Gutmütigkeit von ihr, das war die erste Mischung. Die zweite war schon Unbefangenheit und Neugier. Und die dritte war Vertrauen, Neigung oder solche Dinge, die auf einem Holze wachsen.

„Wir wollen an den Wald hinüber,“ sagte ich.

„Ja,“ sagte sie, „dort bin ich oft als Kind gewesen, wissen Sie“, und dann kamen wieder die Erinnerungen aus der Jugendzeit. Und wir waren sehr fröhlich.

Unterwegs hatten wir eine kleine Brücke über eine Eisenbahn zu überqueren. Ich stieß mich hart an einer Stufe, so daß ich unwillkürlich schrie.

„Oh, haben Sie sich wehgetan?“ sagte sie mitleidig, und ich hörte aus dem Sage, daß sie meinen Namen gern zugelegt hätte.

„Ach, es ist nichts Besonderes,“ sagte ich und biß die Zähne zusammen. Aber daß ich hinkte, konnte ich doch nicht verhindern.

Auf einmal ward sie stumm. Am anderen Ende von der Brücke angekommen, blieb sie stehen.

„Ich muß umkehren,“ sagte sie verwirrt, „ich kann nicht mehr weiter.“

„Aber was ist denn, Fräulein?“ sagte ich erstaunt.

Da ward sie noch verwirrter und sagte irgend etwas, was keinen rechten Sinn zu haben schien, so durcheinander war es.

Sonderbar, wie jetzt die Rollen wechselten! Nun war sie verwirrt, und ich konnte eine leichte spöttische Gereiztheit nicht ganz unterdrücken.

„Eine Laune, Fräulein, was?“ sagte ich.

Und da machte sie ganz plötzlich kehrt.

„Nichts für ungut, Herr —! adieu!“ rief sie noch, und schon flatterte ihr Sonntagsgewand auf der Mitte des Stegs. Und jetzt war es über der Treppenböschung schon verschwunden.

Ich stand lange auf einem Fleck und wußte nicht, was ich denken sollte. Widerstreitende Gefühle kämpften in der jungen Brust.

Einen weiten Bogen schlug ich um die Stadt. Draußen sah ich irgendwo in einem Waldwirthshaus. Allerlei fauste und krause Dinge gingen mir durch den Kopf.

Abends endlich ging ich heim. Es war schon dunkel. Die Lampen wurden angezündet am See, da, wo das Jungvolk hin und wieder ging. Viele Paare gingen Arm in Arm.

Langsam ging ich hinter einem her. Sie trug ein blaues Kleid. Oh, gerade so wie heute nachmittag mein Fräulein, dachte ich. Und

eine nette weiße Krause hatte sie am Hals. Oh, auch meine Begleiterin hatte . . . Da erkannte ich bei einer Ahteldrehung ihres Kopfes, daß sie es wirklich war. Sie, mein Schatz von heute nachmittag.

Sie hatte ihren Arm im Arme des Begleiters. Sie schienen lang vertraut zu sein. Heiter sprach sie auf ihn ein. Leicht und freiging sie dahin.

Und er? Ich sah sie ins Auge.

Da sah ich es: Er hinkte.

Kleines Feuilleton.

Aus dem Leben.

Aus der Werkstatt der Scheckschwindler. In den drei letzten Jahren, die im Bankverkehr einen Siegeszug des Schecks bedeuteten, haben findige Verbrecher Hunderttausende mit Hilfe von gefälschten Schecks erbeutet. Der kürzlich in München ausgeführte Scheckbetrug, bei dem den Verbrechern 22 000 Mark in die Hände fielen, gewährt einen interessanten Einblick in die Werkstatt dieser neuen Art von Verbrechern. Um einen Scheckbetrug überhaupt ausführen zu können, bedarf der Schwindler natürlich eines Scheckbuches. Das erhält er entweder auf dem normalen Wege, daß er bei der Bank einen Betrag einzahlt und sich auf seinen Namen ein Scheckbuch geben läßt. Dieser Weg wird aber von den Scheckschwindlern wegen der deutlichen Spuren, die er für die Untersuchung zurückläßt, in der Regel nicht bestritten. Die Scheckschwindler lassen sich vielmehr von einer großen Druckerei ein Musterscheckbuch kommen. Die Schecks dieser Bücher sind zwar entweder durchlocht oder mit einem Stempelausdruck ungültig gemacht; aber der Zufall war den Schwindlern schon wiederholt günstig und ließ sie in solchen Musterbüchern nicht entwertete Formulare finden. Ist das Scheckformular zur Stelle, so gilt es, die Unterschriften und Stempel großer Firmen zu erhalten. Die Schwindler schreiben unter irgend welchem Vorwand an die Firmen, geben sich als Aktionäre oder künftige Kunden aus und motivieren die postlagernde Zustellung der erbetenen Auskunft mit eiligen geschäftlichen Reisen. Haben sie den Brief, dann werden gleiche Briefbogen und gleiche Stempel bestellt. Die Unterschriften der Bevollmächtigten zu fälschen, ist natürlich für die Herren Scheckschwindler nur ein Kinderspiel.

Nun sind die Vorbereitungen zu Ende und die Ausführung kann beginnen. Ein Sonnabend, und zwar einer, der möglichst nahe am Quartalsersten liegt, wird zur Tat bestimmt. In einem Informat wird ein „älterer, zuverlässiger Ausgeber gesucht“. Die Bewerber werden in ein Café bestellt und dort mit ihnen die Bedingungen ihrer künftigen „Stellung“ vereinbart. „Um seine Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen“, schickt der neue Brotherr den Engagierten mit dem gefälschten Scheck auf die Bank. Das Geld soll der Bote dann ans Rathaus, wo der Herr Auftraggeber gerade eine „wichtige Sitzung“ hat, bringen. Von einem Komplizen des Haupttäters wird der Bote überwacht, damit er nicht etwa den Betrüger betrügt. Wird die Fälschung vom Schalterbeamten erkannt, so erhält der Komplize, der sich in unmittelbarer Nähe des Boten befindet, sofort Kenntnis davon, und die beiden Schwindler haben Zeit genug, sich in Sicherheit zu bringen. Wird der Scheck aber, wie jüngst in München, anstandslos honoriert, so liefert der arglose Bote, der sich ganz als Vertrauensmann seines neuen „Chefs“ fühlt, das Geld dem Betrüger aus.

Nach diesem System haben die Scheckschwindler in den letzten drei Jahren in den Städten Köln, Nürnberg, Augsburg und München nicht weniger als fünf Betrugsversuche unternommen, von denen drei erfolgreich waren.

Vom Menschen.

Das Alter der Lebensmüden. Die Selbstmordchronik der Zeitungen berichtet besonders häufig von Selbstentleerungen, die noch im jugendlichen Alter stehende Personen aus Leidenschaft begangen haben und der oberflächliche Beurteiler könnte daraus den Schluß ziehen, daß gerade die rasche ungeduldige Jugend schnell zu der verhängnisvollen, nie wieder gut zu machenden Tat greift, während das besonnene und ergebene Alter viel schlimmere Sorgen und Leiden geduldig hinnimmt. Dem ist jedoch nicht so. Das Ueberwiegen der jugendlichen Selbstmorde entspringt nur dem großen Ueberwiegen der in jüngeren Jahren stehenden Bevölkerung gegenüber den älteren Jahrgängen, während in Wirklichkeit, pro 100 000 jeder Altersklasse berechnet, die Zahl der Selbstmorde mit zunehmendem Alter ständig steigt. Nach einer im Königreich Sachsen aufgenommenen Statistik kamen in den Jahren 1906 bis 1911 auf je 10 000 Personen des männlichen und weiblichen Geschlechts Selbstmorde in den verschiedenen Altersklassen:

	männlich	weiblich
10—15 Jahre	0,52	0,28
15—30 „	4,34	1,80
30—60 „	8,12	2,11
60—80 „	16,15	4,15
über 80 „	29,14	6,19
durchschnittlich	6,38	1,96

Bei den Männern ist also die relative Zahl der Selbstmorde in der Altersklasse von über 80 Jahren etwa siebenmal so häufig

me in der Altersklasse von 15 bis 30 Jahren; bei den Frauen etwa dreieinhalbmal. Das weibliche Geschlecht neigt im allgemeinen viel weniger zur gewaltsamen Beendigung des Lebens als das männliche; in den jüngeren Altersklassen aber lassen die zahlreicheren weiblichen Selbstmorde aus Liebesgram diesen Unterschied mehr verschwinden. Uebrigens dürfen die hier mitgeteilten Zahlen natürlich nicht als ein für alle Zeiten und Verhältnisse gültiges psychologisches Dokument angesehen werden. Die Selbstmorde in höheren Jahren haben in den weitaus meisten Fällen neben Krankheit Nahrungsjorgen zur Ursache. Eine Gesellschaftsordnung, die etwas derartiges nicht mehr kennt, würde wahrscheinlich auch das übermäßige Anschwellen der Selbstmordziffer im höheren Lebensalter nicht aufweisen. — Uebrigens sei noch erwähnt, daß bei den Männern im Alter von 15 bis 30 Jahren der Selbstmord die zweithäufigste Todesursache ist, die nur noch von der Tuberkulose übertrifft wird.

Luftfahrt.

Das durchsichtige Flugzeug. Bei der Verwendung eines Flugzeugs im Kriege hängt der Erfolg zum großen Teil davon ab, daß sich der Flieger möglichst außerhalb der Gefahr hält, die ihm von feindlichen Geschossen droht. Aus dieser Ueberlegung ist das durchsichtige Flugzeug entstanden, der sogen. Amubel-Eindecker, der im letzten Heft der „Deutschen Luftfahrzeitschrift“ beschrieben wird. Die Tragflächen sind aus völlig durchsichtigem Aeroid, einer Art von Zelluloid, hergestellt und sind so völlig durchsichtig, daß sie schon in geringer Entfernung dem Auge verschwinden. Man könnte das Flugzeug also nur an den Rippen des Fahrgestelles und anderen festen Teilen erkennen, wenn diese sich gegen den Himmel abzeichnen, und es ist ohne weiteres verständlich, daß die Feststellung eines Fliegers namentlich in größerer Höhe dadurch außerordentlich erschwert wird. Sollte es noch einmal dazu kommen, was wohl an sich auch anzunehmen ist, daß das Geräusch der Schraube erheblich gedämpft wird, also nicht die Aufmerksamkeit auf sehr große Abstände wachruft, so würde sich ein Flieger schon bei einiger Höhe über dem Erdboden so sicher fühlen können, wie ein Siegfried unter der Tarnkappe.

Der Einwand, der gegen das neue Flugzeug von jedermann zuerst erhoben werden wird, ist die Gefahr der leichten Entzündlichkeit aller zelluloidartigen Stoffe. Es ist aber nachgewiesen worden, daß dies Bedenken für das neue Flugzeug kaum zutrifft, da die Verspannung selbst, wenn sie Feuer fängt, nur langsam weiterglimmt und sehr leicht ausgeblasen werden kann. Die übrige Einrichtung des unsichtbaren Flugzeugs entspricht den beim Militär verwandten Aeroplanen. Bei den Fliegern hat der neue Eindecker, der schon eine stattliche Zahl von auf verlaufenen Fahrten hinter sich hat, den Spitznamen das Gewächshaus erhalten. Als ein besonderer Vorzug wird noch hervorgehoben, daß die neue Verspannung sehr schnell angebracht und leicht repariert werden kann, wegen ihrer Glätte den Luftwiderstand bis auf ein Mindestmaß verringert und auch so wasserdicht ist, daß sie sich nicht unter dem Einfluß von Feuchtigkeit verziehen kann. Man kann daher ein solches Flugzeug auch bei schlechtem Wetter ohne Schutz im Freien lassen.

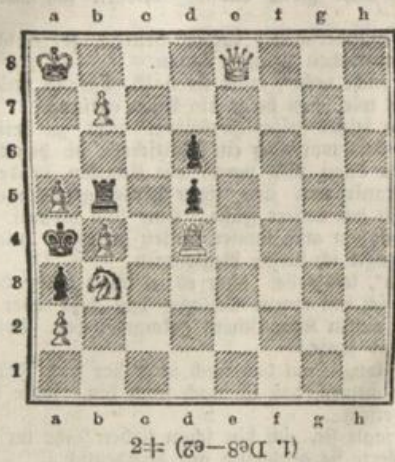
Technisches.

Die elektrische Zugbeleuchtung. Die Elektrizität steht im Beleuchtungsweisen in noch schärferem Streit mit dem Gas als im Verkehrsweisen mit der Dampfkraft. Es ist daher nicht immer leicht, einen gerechten Standpunkt zwischen den Nebenbuhlern zu gewinnen. Die Sachleute selbst sind in der Regel Partei, wie es wohl auch nicht anders sein kann, da jeder für das Gebiet einzutreten pflegt, auf dem sein Beruf und seine Leistungen liegen. Daher kommt es, daß manche Streitfragen nicht zur Entscheidung kommen wollen. Ein Beispiel dafür ist die Zugbeleuchtung. Seit der Einführung des Gasglühlichts in einer haltbaren Form kann man durchaus nicht mehr sagen, daß elektrisches Licht in den Eisenbahnwagen unter allen Umständen den Vorzug größerer und zuverlässigerer Helligkeit hätte. Dagegen wird dem Gas der Vorwurf gemacht, daß seine Anwendung die Gefahr von Zusammenstößen erheblich steigert, indem in einem beschädigten Wagen leicht ein Brand entsteht, der die Rettung Verwundeter oder in die Trümmer eingeklemmter Personen sehr erschweren und oft unmöglich machen kann.

Dieser Vorwurf ist selbstverständlich sehr gewichtig, auch wenn derartige Unglücksfälle zu den Seltenheiten zu rechnen sind. Vor dem Institut der Elektroingenieure in Birmingham hat Ferguson die Behauptung aufgestellt, daß in fast allen Fällen von Zusammenstößen, in denen ein Brand entstand, eine Gasbeleuchtung der Wagen vorhanden war. Er hat vielleicht auch Recht darin, daß die Zugbeleuchtung durch Elektrizität schon weit größere Fortschritte gemacht haben würde, wenn sie nicht erheblich kostspieliger wäre. Die Beleuchtung durch eine Einzelbatterie wird vielleicht zunächst auf eine allgemeinere Einführung rechnen dürfen, da sie sich am billigsten stellt. Außerdem tritt der englische Ingenieur für die Benutzung von Gleichstrom zu diesem Zweck ein, da er am einfachsten einzurichten ist, keine besonders sorgfältige Anlage bedingt und sogar bei einer etwas groben Regulierung der Dynamomaschine noch brauchbar bleibt.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Unser Turniert Motto: „Si mouve“.



2+ (20-80°C)

Gelegentlich des bevorstehenden internationalen Turniers im April soll ein Kongreß aus Notabilitäten der Schachwelt zur Gründung einer „Internationalen Schach-Union“ tagen, deren Ziele hauptsächlich in einer Regelung von allerlei Fragen des internationalen Schachverkehrs bestehen sollen, wie z. B.: der Weltmeisterschaftsfrage, der Proklamierung hinzucomrender internationaler Meister, ihrer sozialen Lage, der Vereinheitlichung der Schachregel, der Schachnotation, der Internationalisierung möglicher Schachliteratur usw.

Wir entnehmen dem „Schachwart“ nachstehende, Ende 1913 zu Paris gespielte Meisterpartie nebst einigen Glossen von Dr. E. Rastler (die eingeklammerten Glossen von uns).

Falkbeergambit.

Auorbach. J. Capablanca.
1. e2-e4 e7-e5
2. f2-f4 d7-d5
(Bisher einfach „abgelehntes Königs-gambit“.)

3. e4×d5
(Weiß kann auch mit 3. Sf3, de; 4. S×e5, Le6; 5. d1:c. die Initiative behaupten.)

3. e5-e4
(Dieses Bauernopfer begründet den Namen der Eröffnung. Bei 3. e4; 4. Lb5+ nebst De2+ zc. hat Weiß ein gutes Spiel.)

4. d2-d3!
(Von Steinitz eingeführt und von Alapin analytisch begründet.)

4. Dd8×d5
(Die angriffsreichere Alternative ist: 4. Sf6, worauf von Alapin die Fortsetzung: 5. Sf3, Le5; 6. De2! angegeben worden ist. 3. B: 6. Lf2?; 7. Kd1, D×d5; 8. Sf2d1, f5; 9. Sc3 zc. zugunsten von Weiß.)

5. Dd1-e2 Sg8-f6

6. Sb1-d2
(Blauflüßler erschein 6. Sc3, Lb4; 7. Ld2, L×S; 8. L×L nebst L×S zc.)

6. Le8-g4
Besser 6. Lf5; 6. d×e4, L×e4.

(Es könnte folgen: 7. g3, Le7; 8. S×L nebst event. Lg2 mit gutem Spiel für Weiß.)

7. Sg1-f3 Sb8-c6

8. d3×e4 Dd5-c5
Besser sofort Dh5.

9. e2-c3 0-0-0

10. Sd2-b3 De5-h5

11. Le1-d2 Lf8-d6

Um den Bauer weß zu machen, sucht Schwarz Angriff im Zentrum, selbst unter Figurenopfer.

12. 0-0-0 Th8-e8
13. e4-e5 Ld6×e5
14. f4×e5 Sc6×e5
15. De2-f2 Se5×f3
16. g2×f3 Lg4×f3
17. Df2×a7

Dieser Gegenangriff führt die Angriffspläne des Schwarzen ganz bedeutend.

17. Sf6-d7
Auf 17. ... L×T? würde folgen 18. Sc5!, Sd7; 19. Sa6! und gewinnt.

18. Th1-g1 Lf3×d1
19. Tg1-g5 Dh5×h2

(Auf 19. ... Df3 konnte 20. Lg2 geschehen.)

20. Kc1×d1 Dh2-h1
21. Tg5-g1 Dh1-e4
22. Kd1-c1 e7-c6

Ein Versuch, den König, wenn auch nur temporär, in Sicherheit zu bringen. (Die Drohung Lf1-g2 war zu parieren.)

23. Sb3-a5 Sd7-c5

24. Lf1-h3+ Kc8-c7

25. Da7×c5 Td8×d2

26. Kc1×d2 De4-f4+

27. Kd2-c2 Df4-e4+

28. Kc2-b3 Te8-e5

29. Tg1-g4

Schwarz muß den Te5 gedeckt halten, was schließlich zum Damen-tausch und Abbruch jedes Angriffs-versuches des Nachziehenden führt, wonach das Figurenplus von Weiß entscheiden muß.

29. De4-f5
(Auf 29. De1 kann z. B. 30. Dg1 folgen.)

30. Tg4×g7

Ebenso entscheidend war 30. T×b4, T×D; 31. T×b7+ zc.

31. Te5×c5

31. Lh3×f5 Tc5×f5
32. Sa5-c4 Aufgegeben.

Briefkasten. Berlin N. D. Capablanca spielte neulich in Moskau zwei Partien gegen D. Vernstein, von denen er eine gewann und die andere Remis machte. Wir gedenken diese Partien nächstens mit Anmerkungen von Vernstein zu bringen.